

Nr. 194. Bromberg, den 23. August 1936

Die Nußknacker-Insel

Ein abenteuerlicher Roman von Karl Vivian.

(18 Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Sie wurde plötzlich verlegen, und das zeigte ihm, daß diese Frage nicht grundlos war. Einige Sekunden stand sie mit niedergeschlagenen Blicken und konnte ihn nicht ansehen.

„Ich mag mich irren," sagte sie schließlich, „aber ich bin davon überzeugt, daß ich mir trauen kann. Wenn ich nicht hier sein könnte, wäre es schlimmer. Verstehen Sie das denn nicht?"

„Doch, Miß Hope. Ich wußte, daß Sie unter allen Umständen Ihren Willen durchsetzen würden. Das haben Sie auch so gemacht, als Sie an Bord der Schaluppe kamen — ich hatte damals ein bestimmtes Gefühl, das jetzt nur noch bestärkt worden ist. Sie und der Alte — verzeihen Sie, ich meine Ihr Vater — lassen sich nichts vorschreiben. Sie setzen immer Ihren Kopf durch. Wenn es in meiner Macht gestanden hätte, würde ich Sie vor der Begegnung mit Wharton bewahrt haben. Es war ja auch so vorgesehen, falls jemals ein Fremder an Land kommen sollte. Wären Sie nicht so eigensinnig gewesen, so wäre das alles nicht passiert."

„Sie haben mir früher doch immer gesagt, daß man über die Vergangenheit keine großen Reden halten soll, Horatius."

„Das stimmt, aber ich möchte Ihnen doch allen Kummer für die Zukunft ersparen und Sie jetzt warnen. Wenn Sie vernünftig sind, hören Sie auf mich und kehren zum Schloß zurück." Die letzten Worte hatte er mit großer Überzeugung gesprochen. „Ich will schließlich alle die Fehler, die Mabel macht, später wieder ausgleichen und hier bei Wharton Wache halten."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich werde nicht von hier weichen," erklärte sie bestimmt.

„Das dachte ich mir," entgegnete er resigniert. „Wir haben uns nun lange genug darüber unterhalten, und wir sind trotz der vielen Worte nicht weitergekommen. Dann gehe ich also jetzt fort. Wenn Sie irgend welche Hilfe nötig haben und ihn bewegen wollen, brauchen Sie nur Ringi zu rufen. Ich werde ihm noch sagen, daß er aufpassen soll."

Sie nickte schweigend. Malone wandte sich ab. Anscheinend war er noch nicht vollkommen davon überzeugt, daß er sie hier allein lassen durfte. Aber er wußte, daß er sie durch Worte und Vorhaltungen nicht dazu bringen würde, zu gehen. Auf dem Weg blieb er noch einen Augenblick bei Ringi stehen und sagte dem Malaien, daß er während des Morgens ab und zu in die Hütte gehen sollte. Wenn Hope wußte, daß sie nicht vollkommen allein war, mochte das vielleicht in mancher Beziehung ganz gut sein.

17.

Als Malone gegen Mittag zum Essen zurückkehrte, fand er das Innere der Hütte aufgeräumt und gesäubert. Vorher war seine Wohnung noch nie so gut in Ordnung gehalten worden, trotzdem Ringi sich auch große Mühe gab. Hope hatte Blumen gepflückt, um den Raum zu schmücken. Whiskygläser dienten als Vasen. Als sie später fortging, sagte er sich, daß zwei von den Blumensträußen auch in einem Glase Platz hätten. Er konnte sie ja wieder auseinandernehmen, wenn er sein Glas zum Abendtrunk benützt hatte.

„Die Hütte sieht viel besser aus," sagte er, nachdem er sie mit kritischen Blicken gemustert hatte. „Und unser Patient sieht auch besser aus, obwohl er erst kurze Zeit in Ihrer Pflege ist. Es kommt mir beinahe so vor, als ob Sie zaubern könnten, Miß Hope."

„Ja, er atmet leichter. Ich glaube, es kommt daher, daß er unbequem auf seinem Kissen lag. Ich habe seine Lage geändert, nachdem ich ihm den Rücken gewaschen hatte. Bei der Gelegenheit habe ich auch den Flecken unter den Schulterblättern gesehen."

Malone sah sie erstaunt an. Nicht nur der Hütte, sondern auch Wharton hatte sie ihre Pflege in weit größerem Maße angedeihen lassen, als er es für notwendig hielt.

„Wenn er den Stoß oder Schlag von hinten erwartet hätte, wäre es anders gewesen — ich meine, nicht so ernst. Der Körper bereitet sich auf derartige Stöße und Angriffe vor, wenn er weiß, daß sie kommen. Aber dies traf ihn ganz unvermutet, deshalb erhielt die ganze Wirbelsäule eine furchtbare Erschütterung. Während er fiel, wurde der Kopf erst zurück-, dann vorwärts geschleudert, und deshalb war der Anprall auf den Stein doppelt schwer —"

„Sie sollten eigentlich Vorlesungen über Anatomie halten."

„Seine Genesung kann daher nur verhältnismäßig langsam vor sich gehen," fuhr sie fort. „Vielleicht kommt er morgen zum Bewußtsein. Aber wenn das der Fall ist, dann ist sein Kopf noch nicht ganz klar. Er ist dann noch nicht vollkommen normal. Es wird noch mehrere Tage dauern, bis er wieder vollkommen hergestellt ist."

„Haben Sie keine Spur von Raphael gesehen?" fragte er nach einer langen Pause.

„Sie hätten Pistolenschüsse gehört, wenn er sich gezeigt hätte. Es ist immerhin möglich, daß er zum Schloß zurückgekehrt ist."

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Sie hätten also auf ihn geschossen, wenn er sich gezeigt hätte?"

„Ja, ich hätte alles darangesetzt, ihn niederzuschießen, wie Sie es mir geraten haben," entgegnete sie fest.

Er nickte zustimmend. „Ich hoffe nur, daß er bald auftaucht. Ich habe den Kerl noch nie ausstehen können. Seit dem Tag, an dem er landete, trinkt der Alte viel mehr, und ich habe noch nie soviel Unannehmlichkeiten mit ihm gehabt. Raphael hat die Absicht, ihn allmählich durch Alkohol umzubringen, soweit ich die Sache beurteilen kann."

Ningi hatte inzwischen den Tisch gedeckt, und sie setzten sich zum Essen nieder. Malone bemerkte, daß Hope ihren Stuhl so stellte, daß sie selbst beim Essen Wharton immer im Auge hatte.

„Es scheint mir aber ganz unmöglich zu sein, daß Raphael einen so schlechten Charakter hat. Er wird doch den Tod seines eigenen Vaters nicht beschleunigen wollen?"

„Wenn Sie alles gesehen hätten, was ich in letzter Zeit erlebt habe — die vielen Flaschen, die er vom Schloß hierhergebracht hat! Er setzte sich mit dem Alten in die Hütte und redet ihm zu, bis der Kerl voll ist wie eine Strandhaubitze. Und das passiert nicht einmal, sondern Tag für Tag. Miß Hope, weder Sie, noch ich, noch sonst jemand kann begreifen, wie Raphael denkt. Die Instinkte dieser Halben sind uns unverständlich. Die Leute sind ein Fluch für den Osten, seitdem die Weißen hierherkamen und sich mit den Farbigen mischten."

Er erhob sich, um seine Pfeife zu stopfen, und warf einen Blick auf Wharton.

„Es ist merkwürdig, daß er auf dem Bett liegt und nicht ein Wort hören oder verstehen kann," meinte er nachdenklich. „Nun, schließlich habe ich dadurch Gelegenheit gehabt, meine Meinung zu äußern. Aber wenn er nicht auf die Insel gekommen wäre, hätte ich das nicht zu sagen brauchen. Es ist aber Zeit, daß ich jetzt zu den Muschellagern zurückkehre. Also, denken Sie daran, daß Sie die Pistole immer in der Nähe haben, und schießen Sie Raphael sofort über den Haufen, wenn er sein Gesicht zeigt."

Als Ningi die Reste der Mahlzeit abgeräumt hatte, sagte ihm Hope, daß sie ihn vor Malones Rückkehr nicht mehr brauchte. Dann setzte sie sich an Whartons Bett, um ihn zu bewachen. Malones Pistole lag dicht neben ihr, so daß sie diese sofort greifen konnte. Sie hatte alles getan, was sie tun konnte, und hatte nun Zeit, bis Malone zurückkehrte. Jetzt hatte sie Wharton ganz für sich. In diesem Zustand gehörte er ihr, ganz gleich, was später noch kommen würde. Sie wurde in gewisser Weise an die Puppen erinnert, mit denen sie in ihrer Kindheit gespielt und die sie leidenschaftlich geliebt hatte, trotzdem sie kein eigenes Leben besaßen. Es war kindisch und töricht, aber doch so schön. Sie fühlte sich zufrieden und wunschlos glücklich. Er war auf dem Wege der Besserung; sein ruhiger Atem und die Farbe seines Gesichtes sagten ihr, daß es nicht mehr allzulang dauern konnte, bis er aus der Bewußtlosigkeit erwachte. Was würde sie tun, wenn er beim Erwachen die Hände nach ihr ausstreckte, um sie näher an sich zu ziehen und festzuhalten?

Sie gab sich solchen Träumen hin und freute sich, daß sie ihn anschauen konnte, während die Stunden langsam vergingen. Sie wollte nicht, daß er jetzt schon aufwachte, denn wenn er erwachte, mußte sie ihn meiden. Zuerst noch nicht, wenn er noch hilflos war, aber bald würde er wieder zu Kräften kommen — sehr bald. Dann konnte sie nicht mehr träumen wie jetzt, dann würde er die Insel verlassen, und sie würde hier alleinbleiben. Aber konnte sie hierbleiben und zufrieden sein, nachdem er fortgegangen war? O, es war töricht gewesen, daß sie darauf bestanden hatte, ihn zu pflegen. Je länger sie darüber nachdachte, desto schwankender wurde sie. Bedeutete der Entschluß, der bisher unerschütterlich für die Dauer ihres Lebens feststand, wirklich die letzte Wahrheit für sie? Sie ertappte sich immer öfter dabei, daß ihre Wünsche verbotene Wege wandelten.

Malone mußte bald zurückkehren, denn die Schatten auf dem Sandboden der Küste wurden länger und länger. Sie mußte stundenlang geträumt haben, während sie hier saß und ihn bewachte. Als sie ihn wieder ansah, erkannte sie, daß ein Wandel mit ihm vorgegangen war. Das Leben schien schneller zurückzukehren, als sie dachte. Sie kniete neben seinem Lager nieder, beugte sich über ihn und legte ihre Wange an die seine. Aber sie erhob sich sofort wieder, als er unruhig wurde und den Kopf bewegte. Schließlich öffnete er die Augen und sah sie verstört und erstaunt an. Er schien die Lage nicht zu begreifen, in der er sich befand, aber doch starrte er nicht mehr so verständnislos wie während der letzten vierundzwanzig Stunden.

„Nita?" flüsterte er.

Mit einem müden Seufzen schloß er dann die Augen wieder, als ob das erste Erwachen eine zu große Anstrengung gewesen wäre. Gerade in dem Augenblick erschien Malone in der Türe. Hope sah sich um und legte die Finger an die Lippen.

„Kommt er allmählich wieder zu sich?" fragte er leise.

Sie schaute Wharton einen Augenblick an. Sein Gesicht war dem Licht abgewandt, und er atmete tief und natürlich, als ob er ruhig schliefe.

„Er hat eben ein Wort gesagt," entgegnete sie ruhig. „Ja, das Bewußtsein kommt langsam zurück. Morgen komme ich wieder her."

Sie nahm ihren Tropenhut vom Boden auf, verabschiedete sich mit einem Kopfnicken von Malone und ging hinaus. Kurz darauf verließ auch Malone die Hütte und schaute ihr nach. Er hatte erwartet, daß sie draußen noch mit ihm sprechen wollte, um Wharton nicht durch eine laute Unterhaltung im Innern zu stören. Aber er sah, daß sie sich schon ziemlich weit entfernt hatte, und schüttelte den Kopf.

„Sie geht nicht mehr so leicht und elastisch wie sonst," sagte er ernst zu sich selbst.

18.

„Tuan, er viel besser sein jetzt," bemerkte Ningi, als er am nächsten Morgen Wharton betrachtete. Er hatte Malone in der Frühe eine Tasse Tee gebracht. Im allgemeinen sprach der Eingeborene nur malaiisch mit Malone; es kam selten vor, daß er sich der europäischen Sprache bediente.

„Also, nun höre auf mich," sagte Malone. „Nimm den kleinen Behälter mit Fleischextrakt, koche eine Tasse heiße Fleischbrühe und bring' einen Löffel dazu. Tue keine Kräuter daran, sonst werde ich böse, und dann weißt du ja, daß es etwas absetzt. Bring' die Tasse zu mir. Heute will ich nicht zum Baden gehen."

Er rasierte sich, dann kühlte er seinen Kopf in der Schüssel reinen Wassers, die Ningi vor die Hütte gestellt hatte. Als er wieder ins Innere trat, um seine Toilette zu beenden, sah er, daß Wharton die Augen aufgeschlagen hatte und all seinen Bewegungen folgte. Wharton hatte die Stirn gerunzelt und schien erstaunt zu sein über alles, was er sah. Malone trat an das Bett.

„Nun, wie fühlen Sie sich heute?" fragte er aufmunternd.

„Besser," flüsterte Wharton schwach. „Ich besinne mich immer — auf Ihren Namen . . . Ich . . . versuche . . ." Er gab es auf, zusammenhängend zu sprechen, und seine Worte wurden unverständlich. Dann schloß er die Augen und bewegte nur noch die Lippen.

„Mein Name ist Malone. Sie liegen hier im Bett in meiner Hütte, und Sie befinden sich auf der Insel Entalatin. Sie wurden angegriffen und verloren durch einen Schlag die Besinnung. Jetzt geht es Ihnen besser."

Wharton öffnete wieder die Augen und sagte schläfrig: „Es ist zuviel." Seine Lider sanken wieder zu.

„Aber was ist denn zuviel? Das kann ich nicht verstehen."

„Zuviel zu verstehen," flüsterte Wharton. „Malone? — Ja, den kenne ich —"

„Selbstverständlich," sagte Malone jetzt erfreut. „Ich hätte mir das auch denken können — also, Mr. Wharton, denken Sie nicht nach, versuchen Sie es gar nicht. Das Gehirn ist ein zu feines, kompliziertes Organ. Sie haben einen harten Schlag erhalten, bleiben Sie ruhig liegen und denken Sie an nichts. Wir werden Sie schon wieder gesund pflegen. Ningi bringt eine Tasse Bouillon, die wird Ihnen gut bekommen. Ich gebe sie Ihnen selbst mit dem Löffel ein. Wo bleibt bloß diese langsame Schildkröte von Ningi?"

Er brach ab, als er sah, daß Whartons Hand auf der Decke zusammenzuckte. Dann kratzte er sich den Kopf, da er nicht wußte, was das bedeuten hatte. Schließlich beugte er sich über den Kranken.

„Nein, sagen Sie weiter nichts — Sie müssen nicht nachdenken. Gleich kommt die Bouillon."

Während Malone sich anzog, machte er sich Vorwürfe, daß er schon soviel mit Wharton gesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Karschin.

Von einem treuen und geschätzten Leser unseres Blattes, der jetzt als Beamter in Breslau wohnt, erhalten wir die nachfolgende Erinnerung an „die Karschin“, deren Leben bereits früher unser Heimatschriftsteller Fr. Just an dieser Stelle ausführlich gewürdigt hat. Der Reiz dieses neuen Berichts besteht aber gerade darin, daß wir hier die Schilderung eines Nachkommens dieser originellen heimatlichen Dichterin vor uns haben. Ein Anreiz für andere Leser, nach ihren Ahnen zu forschen; sie werden nicht immer einen Dichter dabei finden, vielleicht aber einen originellen Kauz, der es verdient, daß man ihn aus der Vergessenheit hervorholt. Die Schriftleitung.

Anna Luise Karschin, eine geborene Dürbachin, hatte eine Stiefschwester Johanna Eleonore, die durch Hineinheiraten in die Familie Borngräber uns bisher die Rückschau der Ahnen bis tief ins 18. Jahrhundert ermöglicht hat und unsere Bodenständigkeit im Posenschen bezeugt. So waren auch für mich aus der Hinterlassenschaft der A. L. Karschin, ihrer Tochter und Enkelin, die eine höchst merkwürdige Gleichartigkeit des Lebenslaufes und Schicksals verbindet, gerade noch letzte Bruchstücke zu retten. Immerhin habe ich schon 1909 in der durch die Zeitläufte vernichteten Monatsschrift „Aus dem Posener Lande“ eine Darstellung des Lebensganges der Volksdichterin nebst Bild und einigen Gedichtproben geboten und darin zum Schluß aufgefordert, durch Sippenkunde usw. immer mehr zur Verwurzelung der Gegenwart mit der Vergangenheit beizutragen. Uns Deutschen liegt der geschichtliche Sinn im Blute; seine Förderung löst den berechtigten Stolz auf die Leistungen unseres Volkes aus.

Doch nun höret! Geboren war die A. L. Karschin im sogenannten Hammer, einem einsamen Gasthof mit Brauerei zwischen Schwiebus, Züllichau und Krossen. Der „Kreis“ Schwiebus gehörte 1722 wieder zum österreichischen Schlesien, nachdem er 1686 gegen Abtretung aller Ansprüche auf Schlesien an Brandenburg gefallen war. Aber des Großen Kurfürsten Sohn gab ihn 1695 wieder zurück und ließ so die brandenburgischen Anrechte an Schlesien wieder aufleben. Darum behauptet Schlesien mit einem gewissen Recht: die Karschin sei ihr Landeskind, obwohl sie nur ganz selten und unvollkommen in schlesischer Mundart gedichtet hat. Ihre Sprech- und Schreibweise ist brandenburgisch-posnisch, denn sie hat die natürlichen Anlagen im Haus eines Großoheims und Justizamtmanns im kleinen, durch die Obra in eine Alt- und Neustadt geteilten, damals polnischen Grenzstädtchen Tirschtiegel[1]) ausbilden und pflegen können.

Da auf dem Hammer mehrere Kinder heranwuchsen, gab die nach dem Tode ihres Mannes wieder verheiratete Mutter die sechsjährige Anna Luise gern dem verwitweten Justizamtmann nach Tirschtiegel mit. Keine Schule am Ort — aber der Großoheim brachte ihr Lesen und Schreiben bei, ja sogar einiges Latein. Nach dem Tode des Großoheims zog die ganze Familie nach dem lieblich gelegenen Obrastädtchen. Anna Luise wurde Hirtenmädchen. Dabei fiel sozusagen die Entscheidung ihres Lebens, als sie einen gleichaltrigen Hirtenknaben traf, der ihr und anderen Kindern aus einem Buche vorlas. Mit der gebotenen Vorsicht vor dem Stiefvater verschaffte sie sich durch den Hirtenbuben allerhand heißbegehrte Buchnahrung. Aber die drei Sommer, die ihren Geist stark befruchteten, hatten ein Ende, denn die 16jährige sollte nach damaliger Landessitte früh heiraten. Sie folgte dem Tuchweber Hirsekorn nach Schwiebus, dessen Liebe aber trotz Kindern bald erkaltete, weil die erwartete Mitgift ausblieb. Anna Luise bekämpfte die sich mehrenden Stunden wirtschaftlicher Sorgen mit Gelegenheitsgedichten, die ihr das seelische Gleichgewicht wiedergaben. Sie behandelte Wochenerlebnisse und bald die Siege des jungen Helden Friedrichs II. in den ersten beiden schlesischen Kriegen. Stadt und Umkreis wurden auf die Dichterin aufmerksam, so daß sie ab und zu „auf Bestellung“ einige Groschen verdienen konnte. Der Mann, der zwar auf die dichterischen Leistungen seiner Frau, die ihm schon zwei Kinder geschenkt hatte, stolz war, aber bei dem schlechtgehenden Handwerk immer habgieriger wurde, trieb es bald so weit, daß Anna Luise die erste geschiedene Frau in preußischen Landen wurde, mit einem dritten Kinde unter dem Herzen. Auf Betreiben ihrer Mutter heiratete sie im Jahre 1749 den Schneidermeister Karsch, mit dem sie nach Fraustadt übersiedelte. Doch nun begannen bald schlimme Jahre durch die Schuld des Mannes, der wegen geringen Arbeitsverdienstes zum Säufer wurde und die Gabe seiner Frau, Gedichte zu machen, rücksichtslos ausnutzte. Die Predigten, die die geplagte Frau Sonntags, ihrer ärmlichen Kleidung wegen hinter den Pfeilern versteckt, anhörte, gaben ihr Stoff und Halt, ihr Dasein zu tragen. Bücher konnte sie sich gar nicht beschaffen, wiewohl der Pastor und der Postmeister auf sie aufmerksam wurden und dieser etliche Lieder der Karschin drucken ließ. So ging es bis 1755, wo sie aus Arbeitsnot nach der Feste Glogau an der Oder verzogen. Die glänzenden Siege des Preußenkönigs, die Anregungen durch den Preußendichter Gleim, u. a. die Möglichkeit Bücher zu leihen, gaben der geplagten Frau die Kraft zu neuen Gesängen, die nun auch auf die sogenannten „hohen Kreise“ wirkten.

Immerhin dauerte es noch bis 1760, daß die unwürdige Ehe getrennt wurde. Man steckte den Schneider ins preußische Heer und verpflanzte die Frau mit einem Kinde Karolina — nach notdürftiger Unterbringung der schon herangewachsenen Kinder — nach Berlin. Das war die Wende ihres Lebens. Es ging freilich nicht alles glatt vorwärts; aber sie war ja frei, durfte nach Herzenslust dichten, „ihrem König singen“, um die Wette mit Gleim, Ewald v. Kleist u. a.

So viel ungefähr wußte ich schon über äußere Geschehnisse aus dem Leben der Karschin, dank der Nachschrift meiner Großtante Bertha (Beate) Borngräber und aus dem Munde der erblindeten Enkelin der Karschin, Helmina von Chézy.[2]) Auch diese, wie ihre Mutter Karolina von Klenke, geb. Karschin, war Schriftstellerin und Dichterin, hat aber vor Heinrich von Treitschke z. B. keine Gnade gefunden. Der leidenschaftliche Deutsche der Höchstleistungen tut sie als „unausstehlches, schriftstellerndes Frauenzimmer“ etwas zu Unrecht ab, weil er ihren eigenartigen Lebensgang wohl nicht kannte. In der Tirschtiegler alten Kirche, die noch aus der letzten Polenzeit stammte und zu deren Bau — auf Bitten der Karschin — der Alte Fritz ein Scherflein stiftete, sah ich eine Ode der Karschin unter Glas. Schließlich kannte ich die berühmten Verszeilen der Karschin aus dem Jahre 1773 an den großen Preußenkönig für dargebotene 2 Taler:

> Zwey Thaler gibt kein großer König,
> Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
> Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
> Drum geb' ich es zurück.

Der Alte Fritz, der nach der unerhörten Leistung des europäischen Krieges von 7 Jahren sein Dreimillionenland mit verarmten Untertanen von Grund auf aufzubauen hatte, hat herzlich über diese Absage gelacht.

Mir, dem Urenkel der Karschin, wie wohl den meisten, die etwas mehr über das Schicksal der seltsamen Volksdichterin wußten, gingen die Augen auf und das Herz weitete sich, als 1933 auf Grund der bisher ungehobenen Briefe im Gleimschen Hause zu Halberstadt Elisabeth Hausmann[3]) einen stattlichen Band: „Die Karschin, ein Leben in Briefen“, herausbrachte und eine warmherzige Einleitung, verbindende Worte und eine Schlußbemerkung hinzufügte. Nun erst wurde Karschin lebendig mit manchen Mängeln und Fehlern, gewiß, aber doch von einer Standhaftigkeit und Seelengröße in der langen Zeit der Not, die

---

[1]) Der etwas verquere Name, dessen sich z. B. auch der liebe Kladderadatsch recht überflüssig annahm, als das Städchen ein Amtsgericht kriegte: nur Mut, Assessor, zage nicht und schau nicht so beklommen — stammt vom polnischen Treiel — Schilf- und Rohrstadt; die Ufer der oft zu ganz herrlichen Seen sich weitenden Obra sind stark verkraute, daher keine Schiffahrt.

[2]) 2 Bände „Unvergessenes“, 1858, Verlag Brockhaus-Leipzig.

[3]) Im Sozietätsverlag Frankfurt a. M.

bis auf die ersten Berliner Jahre nicht abriß. Briefe der Karschin an den damals sehr geschätzten Berliner Philosophen Professor Sulzer stehen voran; sie schildern die Jugend, die kurze Mädchenzeit, das frühe Ehejoch usw., wie sie zur Sängerin des Preußenkönigs ward, um hungrige Kindermäuler zu stopfen, und wie sie endlich vom unerträglichen zweiten Mann befreit wurde. Das alles deckt sich wesentlich mit der Schilderung der Enkelin H. von Chézy im ersten Kapitel, Band I „Unvergessenes".

Aber nun folgt das Hauptstück, das man geradezu als Entdeckung der Frau Hausmann ansprechen darf: Die ausgewählten Briefe der A. L. Karschin an den Dichter der preußischen Grenadierlieder Gleim verraten in den zwei ersten Jahren eine starke, ja leidenschaftliche Hinneigung der fast 40jährigen zu Gleim, der in Freundschaft ihr durchs Leben verbunden bleibt und der Freundin, die er die „deutsche Sappho" tauft, als begüterter Junggeselle die Haushaltssorgen von Halberstadt aus tragen hilft; er besorgte z. B. auch die sogenannte Pränumerationsausgabe der Karschingedichte mit schönem Gewinn, den er auf möglichst lange Zeit sicherte.

Ein Höhepunkt ist der Brief der Karschin an Gleim vom 15. August 1763 über den Königsempfang in Sanssouci am 11. August. „Das Herz klopfte mir in gewaltigen Schlägen hoch empor, doch gewann ich so viel Zeit, daß ich meine Lebensgeister, ehe der König die Tür aufmachte, ganz gut in Ordnung bringen konnte. Nun aber trat er herein:

„Ist Sie die Poetin?"

„Ja, Ihro Majestät, man nennt mich so."

„Sie ist doch aus Schlesien?"

„Ja, Ihro Majestät."

„Wer war Ihr Vater?"

„Er war ein Brauer aus Schweinitz beim weinreichen Grünberg."

„Aus Schweinitz? Gehört das nicht den Gräflichen?"

„Bey Lebzeiten meines Vaters war ein Herr von Kösserlitz der Eigentümer."

„Aber wo ist Sie geboren?"

„Auf einer Meierey, wie Horaz eine gehabt hat."

„Sie hatte, sagt man, niemals Unterweisung?"

„Niemals, Ihro Majestät, meine Erziehung war die schlechteste."

„Durch wen aber ward Sie eine Poetin?"

„Durch die Natur und durch die Siege von Euerer Majestät."

„Wer aber lehrte Sie die Regeln?"

„Ich weiß von keinen Regeln.

„Von keinen Regeln? Das ist nicht möglich. Sie muß doch das Metrum wissen."

„Ihro Majestät, aber ich beobachte das Metrum nach dem Gehör und weiß ihm keinen Namen zu geben."

„Wie denn kommt Sie mit der Sprache zurecht, wenn Sie sie nicht lernte?"

„Meine Muttersprache hab' ich so ziemlich in der Gewalt.

„Das glaub' ich, was die Feinheit betrifft. Wie aber steht es mit der Grammatik?"

„Von der hab' ich die Gnade, Euer Majestät zu versichern, daß ich nur kleine Fehler mache."

„Man muß aber keine machen. (Er lächelte.) Was liest Sie denn?"

„Plutarchs Lebensbeschreibungen."

„Wohl auch Poeten?"

„Ja, Ihro Majestät, zuweilen auch Dichter: den Gellert, den Haller, den Kleist, den Uz und alle unsere deutschen Dichter."

„Aber liest Sie nicht auch die alten? Man hat doch Übersetzungen."

„Ein paar Gesänge von Homer, von Bodmer übersetzt, und den Horaz von Lange las ich."

„Also den Horaz? — Hat Sie auch einen Mann?"

„Ja, Ihro Majestät, aber er ist von Ihren Fahnen entlaufen, irrt in Polen umher, will wieder heiraten und bittet mich um die Scheidung, die ich ihm verwillige, denn er versorgt mich nicht."

„Hat Sie Kinder von ihm?"

„Eine Tochter."

„Wo ist die?"

„In Berlin, Hofrat Stahl bezahlt für sie."

„Ist sie schön?"

„Mittelmäßig, Ihro Majestät, sie hat keine schöne Mutter."

„Diese Mutter war doch wohl einmal schön?"

„Ich bitte untertänigst um Vergebung, sie war niemals schön. Die Natur vergaß den äußeren Putz an ihr."

„Wie wohnt Sie denn?"

„Oh, Ihro Majestät, sehr schlecht. Ich kann kein Haus bekommen in Berlin, und um Eurer Majestät eine Idee zu machen von meiner Wohnung, muß ich bitten, eine Kammer in der Bastille sich zu denken."

„Aber wo wohnt Sie eigentlich?"

„Im alten Konsistorium, drey Treppen hoch, unterm Dach."

„Wovon lebt sie?"

„Von Geschenken meiner Freunde. Hofrat Stahl gibt mir sehr oft zu essen."

„Wenn Sie die Lieder in den Druck gibt, was gibt man Ihr für den Bogen?"

„Nicht viel, Ihro Majestät, ich ließ acht Lieder auf Ihren Triumph drucken."

„Und was gab man Ihr?"

„Nur zwanzig Thaler."

„Zwanzig Thaler? In Wahrheit, davon lebt man nicht lange. Ich will schon sehen, will sorgen für Sie."

Mit diesen Worten entließ mich der König. Ich taumelte den Saal hinaus, General Lentulus begegnete mir, ich weiß nicht, was ich ihm sagte . . .

Gleim war fast neidisch auf der Freundin Glück; er hat erst viel später, noch gerade vor Friedrichs Abscheiden, einen Empfang erlebt, der manches an Galle und Bitterkeit des in der Sorge um sein Land zermürbten Königs verriet.

Friedrich hält nicht sein Wort; seine „Sängerin" wartet, erhofft Jahr um Jahr die Einlösung des Versprechens. Wohl aber weiß sie, daß nicht böser Wille vorliegt, denn gewaltig ist die Last der Sorgen, die auf den Schultern des ersten Dieners seines Landes ruhen; wie er namentlich den wirtschaftlich und kulturell völlig verarmten Netzdistrikt und das Kulmer Land an der Weichsel aufzubauen hatte.[4]) Des 2-Taler-Geschenks und der Ablehnung, die A. L. Karschin „übermannte", ist gedacht; doch als kluge Frau behielt sie später, als ihr diese überwiesen wurden, 3 Taler zurück, nicht ohne die Größe der Gabe dem König „unter die Nase zu reiben", daß sie sich für 3 Taler selbst ihr letztes Haus nicht erbauen könne; ja, sie beschwört die Würmer herauf, die bei des alten Weibes Überrest, das der König darben lasse, keinen rechten Schmaus halten werden. (Die damalige Zeit hatte stärkere Nerven als unsere:)

Das Verhältnis zwischen der Mutter und ihrer Tochter Karolina, die zuerst mit einem Onkel verheiratet war, dann mit einem weit jüngeren Baron von Klenke, wurde immer schlechter. Selbst die eintreffenden Enkelkinder vermochten das unerträgliche Beieinander von Mutter und Tochter nur wenig zu mildern.

Friedrich Wilhelm II., der im Breslauer Park Scheitnig ein hohes Säulenstandbild besitzt, baute endlich der Karschin ihr Haus am Hackeschen Markt. Nicht lange mehr sollte sie sich des schönen Eigentums freuen. Am 12. Oktober 1791 starb sie darin. Gleim hat ihr nach einigen Jahren — er war erblindet — eine Gedenktafel an der Sophienkirche unweit ihres Grabes gesetzt:

Hier ruht Anna Luise Karschin:
Kennst du, Wandrer, sie nicht,
So geh' und lerne sie kennen.

J. Borngräber.

[4]) Bitte bei Koser, Friedrich der Große, nachlesen, um die ganz ungeheuere Leistung recht zu würdigen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.